Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 81. Bromberg, den 26. August 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(17. Fortsetzung.)

Hier machte die Dechiffrierung Krag keine Schwierigkeit. Dr. Benediktson aber fiel von einem Erstaunen ins andere. Diese unerwartete Begegnung hatte plötzlich eine Wendung genommen, die sein Verstand nicht faßte. Dort stand Arran und schrie eine Art Lebensphilosophie, die ihm, Dr. Benediktson, wie der reine Unsinn erschien — und Asbjörn Krag hörte ihm offenbar lebhaft interessiert zu, mitfühlend und verständnisvoll, als ob es nichts weiter in der Welt gäbe. Und dennoch hatte er erst vor wenigen Minuten gesagt: „Jetzt geschieht etwas. Jetzt naht die Entscheidung."

„Hier hindert Sie doch niemand, Ihrem Einsamkeitsdrang nachzugehen", bemerkte Krag.

„Nein, Gott sei Dank", antwortete Arran, „und ich bin glücklich, wenn ich nach zwölf Uhr, wenn die meisten zu Bett gegangen sind, mich hier frei bewegen kann."

„So spät habe ich Sie noch nie spazierengehen sehen", schob Dr. Benediktson ungeduldig ein.

„Nicht?" sagte Krag erstaunt, „daran können Sie erkennen, lieber Freund, wie einsam Dr. Arran lebt."

„Zu dieser Zeit", antwortete Arran und blickte wie träumend vor sich hin, „befinde ich mich meistens auf der Landstraße, die nach Süden führt, weil ich dort fast nie Menschen treffe. Dort suche ich Rettung vor dem Lärm des Lebens."

Sofort übersetzte Krag: Setze die Flucht unmittelbar nach zwölf Uhr ins Werk. Begib dich zur Landstraße, die in südlicher Richtung führt, dort läufst du nicht Gefahr, jemandem zu begegnen. Dort harrt deiner die Rettung . . .

Welcher Art die Rettung wohl sein wird, dachte Krag, ein Auto?

„Ich will Sie in Ihrem Vorhaben nicht stören", sagte Krag, indem er Dr. Arran freundlich die Schulter klopfte. „Hüten Sie sich aber vor diesen mystischen Menschen, die nachts um das Hotel schwärmen."

„Das Schicksal fürchte ich nicht", antwortete Arran.

Krag stieg langsam die Treppe hinunter, indem er Arran mit sich zog. Dr. Benediktson folgte ihnen. Während Krag und Arran ihre seltsame seraphische Unterhaltung fortsetzten, schlenderten sie auf die Nordseite des Hotels zu. Hier blieben sie von neuem stehen. Jetzt konnte die schwarzgekleidete Dame nichts mehr hören, wenn sie auch noch so laut sprachen.

Krag zeigte zum Walde hinüber.

„Dort wollen Sie hinein. Wie düster und undurchdringlich der Wald aussieht!"

„Ja, von hier aus sieht er düster aus", antwortete Arran fast bewegt, „aber Sie ahnen nicht, wie seltsam licht es trotzdem zwischen dem dichten Laub sein kann. Es ist, als ob die Dämmerung sich dort drinnen hält, wie ein Widerschein des Tages im grünen Meer. Und dann ist meine Chance gekommen. Dann tuschelt und raschelt es überall von einem Leben, das für mich das eigentliche Leben ist, vielleicht darum, weil es von den wenigsten Menschen geahnt wird."

„Ich verstehe Sie", sagte Krag, „Glück auf den Weg."

Arran lächelte fast wehmütig, griff an seinen Hut und ging davon.

„Ich aber verstehe keine Silbe", platzte Dr. Benediktson heraus. „Sie wollen mir doch nicht weismachen, lieber Freund, daß Sie plötzlich für solche sublimen Dinge Interesse gefaßt haben?"

Krag folgte Arrans Gestalt aufmerksam mit den Augen, er ging am Hotel vorbei, wo alle ihn sehen konnten. Plötzlich packte er des Doktors Arm.

„Die Botanisiertrommel", rief er aus.

„Was ist damit?"

„Sehen Sie nicht, wie schwer sie an dem Schulterriemen hängt!"

„Sie haben recht," antwortete Benediktson, „die Riemen schneiden tief ins Zeug."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," murmelte Krag, „das Gewehr läßt sich zusammenlegen."

„Das Gewehr?"

„Ja, er hat ein Gewehr in der Botanisiertrommel."

42.

Asbjörn Krag ging allein durch die große Halle, um den Förster aufzusuchen, Falkenberg aber war nicht mehr da.

„Vor dem Augenblick war er noch hier," erklärte der Portier, „doch sprach er davon, daß er in den Wald gehen wollte. Da geht er ja!"

Der Portier zeigte durch das Fenster auf den Waldweg. Krag blickte hinaus. Es war indessen nicht Falkenberg, sondern Dr. Arran, der auf seiner Forscherwanderung noch nicht weiter gelangt war. Jetzt erkannte auch der Portier ihn.

„Man kann sich in dieser Dämmerbeleuchtung so leicht irren," sagte er. „Die beiden Herren tragen dieselbe Art Hüte, und von weitem sieht die Botanisiertrommel fast wie ein Gewehr aus. Der Förster ist wahrscheinlich auch schon tiefer im Walde drinnen."

„Warum hatte er denn solche Eile fortzukommen," fragte Krag, „hatte sich etwas ereignet?"

Der Portier machte eine bekümmerte und geheimnisvolle Miene.

„Der Förster erhielt vor kurzem eine Botschaft," erklärte er, „die Wilderer scheinen heute ihr Spiel mit ungewöhnlicher Frechheit zu treiben. Es hat geradezu den Anschein, als ob sie den armen Mann herausfordern wollten. Wenn er die Sache etwas gemütlicher nehmen würde, wäre es besser für ihn. Mit Härte und Wut kommt man hier nicht weit. Ich bin schon lange in der Gegend und kenne sie —"

„Wen?"

„Die Leute aus der Umgebung. Man wird schwer klug aus ihnen, sie sind verschlossen und schlau. Tatsächlich treten sowohl die Ehrlichen wie die Unehrlichen auf dieselbe Weise auf, alle haben diesen gewissen lauernden Blick. Und sie hängen zusammen wie die Kletten. Wenn nur dem Förster kein Unglück zustößt. Er ist zu draufgängerisch für diese Leute."

„Ist er allein in den Wald gegangen?" fragte Krag.

„Nein, er hat einige seiner Jäger mitgenommen. Sie hatten erschossenes Wild in der Nähe des Schlosses gefunden, und auf der Landstraße, die nach Süden führt, sollen sich verdächtige Individuen herumgetrieben haben."

Krag wurde bei diesen letzten Worten sehr aufmerksam.

„Ist es dort nicht sehr einsam?"

„Sehr einsam," antwortete der Portier. „Der Weg wird kaum mehr benützt, er ist ganz mit Gras bewachsen, so daß man die alten Wagenspuren kaum mehr sehen kann. Ein Waldläufer war heute nachmittag dort vorbeigekommen

und hatte die verdächtigen Menschen gesehen. Ich meine, er sprach davon, daß sie maskiert gewesen seien."

„Das klingt ja sehr romantisch," bemerkte Krag, indem er ganz gleichgültig tat, dabei aber dachte er, wie merkwürdig es sei, daß auch Dr. Arran diese Landstraße erwähnt hatte, und zwar in Verbindung damit, daß dort die Rettung zu finden sei.

Krag stellte dem Portier noch einige Fragen, bevor er ihn verließ. Die eine war anscheinend ganz bedeutungslos.

„Wie lange hat der alte Oberst hier gewohnt?" fragte er.

„Seit vielen Jahren pflegte er jeden Sommer zu kommen, immer etwas ergrauter, immer etwas gebeugter, ein stiller und liebenswürdiger Herr. Er kam schon, als noch Frau Alexandras erster Mann lebte."

„Bevor das Hotel umgebaut wurde?"

„Lange vorher. Er starb ja auch in dem alten Teil des Hotels, dort fühlte er sich immer am behaglichsten."

Krag blickte zum Hofplatz hinaus. Es war jetzt ziemlich dunkel geworden, die Gestalten, die draußen herumgingen, waren kaum noch zu erkennen.

„Ich sehe Ove nicht mehr", bemerkte Krag, „er ist doch nicht durchgebrannt?"

„I bewahre, das wäre ja eine Dummheit, und solche Leute machen nie offenbare Dummheiten. Er ist bei Frau Gaarder."

„Bei Frau Gaarder?" fragte Krag verwundert, „was will sie von ihm?"

„Sie will sicher nichts von ihm, Ove aber hat sie um eine Unterredung gebeten. Es sei etwas Wichtiges. Er ist bei ihr im Kontor, und sie haben schon eine halbe Stunde zusammen gesprochen, es scheint also wirklich etwas sehr Wichtiges zu sein."

Diese Mitteilung machte offenbar nicht wenig Eindruck auf den Detektiv, und es lag ihm daran, Näheres zu erfahren.

„Hat er sich zuerst an Sie gewandt?" fragte er.

„Ja, er bat mich, ihn zu Frau Gaarder zu führen, und da ich ihm anmerkte, daß er etwas auf dem Herzen hatte, ging ich zu ihr."

„Wurde sie nicht erstaunt über das Ansinnen?"

„Ja, offen gestanden."

„Sie sind dessen sicher?"

„Ja, ganz sicher. Sie sagte es übrigens selbst. ‚Was in aller Welt will dieser Mensch von mir', sagte sie."

„War sie erregt?" fragte Krag.

„Erregt!" rief der Portier und lächelte, „weshalb sollte Frau Alexandra sich über die Begegnung mit einem elenden Bauernjungen aufregen? Warum aber liegt Ihnen daran, zu erfahren, ob sie erstaunt war oder nicht?"

„Weil ich dadurch erfahre, ob sie den Mann erwartete oder nicht."

In diesem Augenblick kam Dr. Benediktson aus dem Garten, und Krag ließ den Portier stehen. Er zog Benediktson in eine Ecke und sagte:

„Ove ist bei Frau Gaarder."

„Das wäre! Was will er von ihr?"

„Ich glaube es zu wissen", antwortete Krag, „bei diesem Spiel ist sie dennoch die Schwächere, arme Frau. Während ich mit dem Portier sprach, habe ich den Hofplatz im Auge behalten. Gaarder ist zweimal über den Rasen gegangen. Man kann in dieser Dunkelheit allerdings schwer jemanden erkennen, aber ich bin doch sicher, daß er es war. Ich glaube, er hat etwas vor. Augenblicklich ist er in der Leutestube. Sehen Sie die Tür rechts, neben der großen Treppe? Dorthinein ist er gegangen. Sie müssen ihm aufpassen."

„Jawohl."

„Es darf sich nicht weiter fortbegeben, als das Gebiet des Hotels reicht."

„Gut."

„Vor allem darf er sich nicht in den Wald begeben."

„Schön."

„Vielleicht hat er die Leutestube schon aus der gegenüberliegenden Tür verlassen. Sie müssen sich also eilen."

„Nur ein Wort noch," sagte Dr. Benediktson, „wenn er nun in den Wald will, und ich es ihm untersage, und er mein Verbot nicht respektiert, was dann?"

„Dann verhaften Sie ihn."

„Alle Wetter!" rief Dr. Benediktson, „jetzt verstehe ich, daß wir vor der Entscheidung stehen."

„Ja, jetzt dämmert es," antwortete Krag.

„Unter welchem Vorwand aber soll ich ihn verhaften?" fragte Dr. Benediktson.

„Sie können ihn wegen Mordversuch verhaften."

„Wirklich! Er war es also, der —"

„Ja," sagte Krag, „er hat heute nacht auf Dr. Arrans Zimmer geschossen."

„Aber warum nur?"

„Warum? Natürlich weil es seine Absicht war, Arran zu töten. Aber Gaarder hatte Glück, als er fehlschoß."

„Wohin gehen Sie selbst, Krag?"

„Ich will eine Unterhaltung zwischen Ove und Frau Alexandra stören, um eine unglückliche Frau zu beschützen."

Die beiden Freunde schieden schnell voneinander.

43.

Asbjörn Krag ging durch den Ballsaal, eilte durch das Lesezimmer und den Salon und gelangte zu dem Gang des nördlichen Flügels, an dessen Ende das Kontor und die Privatwohnung des Hotelbesitzers lagen. Schon von weitem bemerkte Krag einen Mann, der vor der Korridortür stand und mehrere Papiere durchblätterte. Krag erkannte ihn gleich, es war Ove. Als er näherkam, sah er, daß es keine Papiere, sondern Geldscheine waren, die er zählte. Als er Krag erblickte, steckte er die Scheine schnell in die Tasche und wollte an ihm vorbeigehen, indem er seine Mütze tief in die Stirn zog und seine Augen scheu zur Seite irrten. Krag packte ihn am Arm und hielt ihn fest.

„Du kommst von dort?" fragte er und zeigte auf die Kontortür.

Der Mann antwortete nicht.

„Wieviel Geld hast du bekommen?"

Der Mann antwortete noch immer nicht.

„Gib es her," sagte der Detektiv.

Ove versuchte sich loszureißen, Krag aber hielt ihn fest und sein Griff war so hart, daß der kräftige Mann sich darunter wand.

„Wenn du es nicht freiwillig hergibst, wird es dir mit Gewalt abgenommen," wiederholte der Detektiv.

Krags Auftreten war gar nicht besonders brutal, eher von einer gewissen Eindringlichkeit und freundlichen Bestimmtheit. Als er aber einsah, daß der Mann nicht gutwillig mit den Scheinen herausrücken würde, und weil er einen Krach vermeiden wollte, schob er ihn vor sich her zur Kontortür, die er öffnete. Die beiden Männer taumelten ins Zimmer, und Frau Alexandra ließ ihr erschrecktes Gesicht zwischen den Portieren sehen. Krag verschloß die Tür. Ove suchte mit den Augen Schutz bei Frau Alexandra. Krag machte die seltsame Bemerkung:

„Es freut mich, Sie wiederzusehen, Frau Alexandra."

Sie starrte ihn fragend und angstvoll an.

„Jetzt endlich kann ich nämlich offen mit Ihnen reden", fuhr Krag fort, „und kann Ihnen sagen, daß ich weiß, was für ein unglücklicher Mensch Sie sind. Und ich will Ihnen helfen."

Als er sah, daß Ove Miene machte, aus dem Zimmer zu flüchten, rief er ihm zu:

„Du bleibst hier. Ich bin Polizist und verhafte dich, falls du entweichen willst."

Ove lächelte höhnisch.

„Mich verhaften!" rief er, „ich habe nichts getan. Die Polizei fängt immer den Falschen."

Frau Alexandra wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte, und in ihrer Verwirrung fragte sie nach ihrem Mann.

„Er wird gleich kommen", sagte Krag, der so beruhigend wie möglich auf sie einzuwirken versuchte. „Er hält sich ganz in der Nähe auf, ich habe einen Boten nach ihm geschickt. Vorher aber haben wir noch eine Abrechnung mit diesem Mann hier. Sie haben ihm Geld gegeben, nicht wahr, viel Geld?"

Frau Alexandra gewann plötzlich etwas von ihrer Überlegenheit zurück.

„Das ist eine Privatsache und geht Sie nichts an", sagte sie.

„Das ist eine Sache, die nur mich und Frau Alexandra angeht", bemerkte Ove frech.

„Haben Sie ihm auch ein Billett für Amerika gegeben?" fragte Krag.

Frau Alexandra schüttelte den Kopf.

„Arme Frau", sagte Krag, „Damen sind immer unpraktisch in solchen Dingen. Begreifen Sie denn nicht, daß er mit seinem Wissen jederzeit wiederkommen und Geld von Ihnen erpressen kann, immer mehr Geld, große Summen! Er braucht nur zu sagen: wenn ich nicht soundsoviel bekomme, sage ich alles der Polizei. Wie Sie aber wissen, gehöre ich zur Polizei, dieser Mann kann mir nichts erzählen, was ich nicht schon weiß. Alles, was Sie zu verbergen suchen, das weiß ich, Frau Alexandra. Das Ganze liegt vollständig offen vor mir. Begreifen Sie jetzt, daß ich Ihr Freund bin?"

Frau Alexandra sank neben dem Tisch auf einen Stuhl nieder, vor Nervosität zitternd.

„Haben Sie Vertrauen zu mir", sagte Krag und streckte ihr seine Hand hin, „ich wiederhole, daß ich Ihnen helfen will."

(Fortsetzung folgt.)

Meteore, Feuerkugeln und Kugelblitze.

Von Professor Dr. Grosse-Bremen.

In letzter Zeit brachten die Tageszeitungen wiederholt Berichte von glänzenden Himmelserscheinungen. Am 11. Mai fand ein großer Meteorfall zwischen Würzburg und dem Odenwald statt und am 10. Juni wurde die Bremer Umgegend bis in die Lüneburger Heide hinein beunruhigt durch ein glänzendes Meteor von Vollmondgröße, das in der Höhe explodierte und platzte. Auch das in Süddeutschland am 11. Mai gesehene Meteor war eine Feuerkugel, die in zahlreiche Teile zerfiel, so daß ein Hagel von Bruchstücken herunterging. Man glaubt nördlich von Würzburg ein bisher unbekanntes Loch gefunden zu haben, das durch den Einschlag eines Meteorstückes hervorgerufen wurde. In Bremens Umgegend verlautet bisher nichts von dem Einbruch von Teilen der Feuerkugel in die Erde. In letzter Zeit berichteten die Zeitungen von dem Funde des Lehrers Gülden in Hassel bei Hoga in seinem Garten. Er fand in 25 Zentimeter Tiefe eine schwarze Kugel von der Größe einer Kegelkugel, die ein Meteorit zu sein schien. Nach einer aus der Verdener Umgegend gemeldeten ersten Beschreibung mußte man annehmen, daß es sich um einen Kugelblitz gehandelt habe, weil von Auf- und Absteigen am Himmel die Rede war. Die in diesem Jahre besonders starke Gewitterneigung unterstützte diese Annahme. Ein Kugelblitz entsteht, wenn sich elektrische Energie an bestimmten Stellen des Luftmeeres in Wärme-Energie umsetzt. Die Gase der Luft werden in Kugelform leuchtend, und diese Kugel bewegt sich mit einer nicht sehr großen Geschwindigkeit, wobei sie ihre Richtung auch ändern kann, da sie den Weg des geringsten Widerstandes wählt, wie ja der Blitz das tut. Kugelblitze kommen verhältnismäßig selten vor. Zuerst wurde ihr Vorkommen sogar bezweifelt und die Berichte darüber für Phantasie gehalten, die durch Erregungszustände, wie sie bei Gewittern vorkommen, Nahrung erhielt. Heute liegt aber so viel sorgfältig gesammeltes und wissenschaftlich bearbeitetes Material vor, daß man nicht mehr daran zweifeln kann, daß elektrische Energie diese eigenartigen, kugelförmigen und leuchtenden Gasgebilde hervorruft, die sich ziemlich langsam weiterbewegen. Ihr Erlöschen kann entweder still und geräuschlos vor sich gehen oder mit lautem Krachen. Dieses kann unter Umständen lange anhalten, weil die von ihm erzeugten Schallwellen die Luft in der Umgebung erschüttern, wie das ja beim Donner auch oft der Fall ist. Man hat die Stromstärke der Kugelblitze zu 10 bis 20 Ampère berechnet. Sie sind auch wiederholt in Versuchen dargestellt. Ihre Farbe ist rot bis bläulich. Sie können bei klarem Himmel wie bei strömendem Regen vorkommen.

Der Kugelblitz ist also eine an die Erde mit ihrer Lufthülle gebundene Erscheinung. Im Gegensatz dazu haben Meteore und Feuerkugeln planetaren oder kosmischen Charakter. Sie bestehen aus festen Stoffen, die nicht der Erde, sondern anderen Weltkörpern angehört haben. Herschel und Laplace waren die ersten, die den Meteoren die richtige Deutung gaben. Bis ins graue Altertum reichen die Berichte vom Himmel gefallener Steine und Eisenmassen zurück. Aber erst vor zweihundert Jahren erwachte das wissenschaftliche Interesse dafür. Im Jahre 1492 fiel zu Ensisheim im Elsaß ein zweieinhalb Zentner schwerer Meteor, dem Sebastian Brant ein Gedicht widmete. Am Jenissei entdeckte Pallas 1749 eine sechzehn Zentner schwere, herabgefallene Eisenmasse. Der deutsche Physiker Chladni, dessen interessante Klangfiguren im Physikunterricht stets vorgeführt werden, wagte 1794 den kosmischen Ursprung solcher Meteore zu behaupten. Waren diese Gebilde besonders groß und endigten sie mit tosender Sprengung, so nannte man sie Feuerkugeln. Es kann vorkommen, daß man die Absprengung der feurigen Teile sieht und daß erst zwei Minuten später der Schall ans Ohr dringt. In dieser Zeit legt er 60 Kilometer zurück, und soweit kann das Meteor entfernt sein, da es in Höhen von 30 bis 50 Kilometern beobachtet wurde. Chladni sprach die Vermutung aus, daß unzählige kleine Massen im Weltenraume zerstreut seien. Sie können bei ihrer Wanderung, die mit vielen Kilometern Geschwindigkeit in der Sekunde erfolgt, in den Anziehungsbereich der Erde, eines Planeten, der Sonne oder eines Mondes kommen. Diese bewegen sich bekanntlich auch. Die Erde macht bei ihrem Lauf um die Sonne in jeder Sekunde 30 Kilometer. Wir machen diese Bewegung mit. Fällt also ein Meteor mit gleicher Geschwindigkeit senkrecht auf die Erde, so sehen wir es unter 45 Grad und nicht senkrecht auf uns zukommen.

Der Erde werden nach sorgfältigen Schätzungen jährlich etwa 5000 Tonnen meteorische Massen zugeführt von Staubgröße bis Zentnerschwere. Die meisten Meteore wiegen nur wenige Gramm. Sie treffen in ihrer Bahn mit der der Erde zusammen und gelangen in die Lufthülle mit sehr großer Geschwindigkeit. Dort wird dann ihre Bewegungsenergie umgesetzt. Die Stücke werden glühend, sie leuchten und glänzen. Die außen erzeugte und nach innen geleitete Wärme erhöht sich immer mehr, so daß Gasbildung und Flüssigwerden der Metalle eintreten kann. Wenn eine große Kugel vorliegt, die noch in 80 Kilometer Entfernung Mondgröße, also viele Meter im Durchmesser hat, so kann sie unter Krachen platzen, das weithin nach anderthalb Minuten hörbar ist. Eine Sternschnuppe von der Helligkeit eines Fixsternes wiegt nur einige Gramm, dagegen schon einige Kilogramm, wenn sie so hell ist wie Venus. Unsere Lufthülle ist ein schützender Mantel, der die großen Massen hindert, mit voller Energie in den Erdboden zu sinken und dabei schwere Zerstörungen anzurichten. Der Fall wird immer langsamer, da sich Fallenergie in Wärme umsetzt. Der Mond hat keine Lufthülle. Da konnten beim Einsturz großer Meteore Ringwälle sich bilden. Die Sonne ersetzt möglicherweise ihre an den Weltenraum abgegebene Strahlungsenergie dadurch, daß sie von den einstürzenden Meteoren neue Energie als Ersatz zugeführt bekommt. In Amerika ist einmal ein 300 Zentner schwerer Eisenmeteor in einer Gegend gefunden, in der im Umfange von hundert Meilen kein Eisen war. Das Meteor hatte ein tiefes Loch in den Erdboden geschlagen. Die Spektralanalyse hat bestätigt, daß Eisen ein Hauptbestandteil aller Gestirne ist.

Neuerdings nimmt man an, daß verschwundene Kometen zerfallen sein können. Die Bruchstücke beschreiben dann seine langgestreckte elliptische Bahn weiter. Sie können auf ihr gleichmäßig oder ungleichmäßig verteilt sein. Bisweilen ist auch an einer bestimmten Stelle der Bahnellipse nur eine Meteorwolke vorhanden. Wenn Meteore keine geschlossene Bahn beschreiben, so sind sie in unser Sonnensystem eingedrungene Fremdlinge, die nur sporadisch auftreten. Jedes Jahr im August sehen wir Meteore, die als Ausstrahlungspunkt das Sternbild Perseus haben, und im November besuchen uns die Leoniden. Die Monate vom Juli bis Dezember bringen doppelt soviel Meteore als die ersten sechs Monate.

Der folgsame Dichter.

Im vierten Stock, dicht unter dem Dache, haust Matthias Baltasar Melchior Federkiel, Dichter und Schriftsteller seines Zeichens und achtundachtzig Pfund schwer. Dort denkt und dichtet und trachtet er. Des Gottes voll und vom Dalles belaubt. Die erste Etage aber bewohnt der Butterhändler Fettländer, ein gewichtiger Mann. Steht er doch hart, d. h. weich an der Zwei-Zentner-Grenze. Herr Fettländer unterhält sich bisweilen mit dem Dichter. Und er lernt die Nöte der Dichtkunst nach und nach kennen.

„Versteh ich nicht, junger Mann. Nu ja, sattessen können wir uns heutzutage alle nicht mehr. Aber Sie, wenn Sie schon 'n Dichter sind, da können Sie sich das ganze Elend doch einfach wegdichten! Ich, wenn ich Sie wär, ich d i c h t e t e m i r 'n P a r a d i e s mit Austern in Schokoladensoße alle Tage. Nu nee! Das muß für 'n Dichter doch 'n Kinderspiel sein!"

Federkiel nimmt sich das zu Herzen. Anderntags lacht er und hupft gleich über drei Stufen, als er hinabsteigt. Hinab zu Fettländer.

„Denken Sie nur: Ich hab' eine Erbschaft gemacht. Dreitausend Dollars. In bar. Morgen kommen sie an. Mit 'n Motorrad direkt aus Amerika!"

„Dollars??" Fettländers Gesicht geht immer intensiver in die Breite. Devisen sind seine Devise. Wenn man nur recht viel bekäme. Aber die bösen Banken halten sich ja ans Gesetz und geben keine her. Fettländer beginnt Unterhandlungen mit Federkiel. Federkiel kriegt eine Handvoll Vorschuß. „Und die Dollars?" „Sobald ich sie habe," sagt Federkiel, Glückspilz und Dollarserbe. Sobald er sie hat. Aber er hat sie nicht. Morgen nicht und übermorgen nicht. Und vier Wochen später erst recht nicht. „Nu? Nuuuu?! De Erbschaft???!" fragt schließlich der immer ernstlicher besorgte Mäzen. „Erbschaft?" erwidert Federkiel. „Ja . . . ich habe doch nur Ihren Rat befolgt. Die Erbschaft war doch — erdichtet!"

R i c h a r d R i e ß.

Bunte Chronik

* In einem Gummiball über den Niagara. Bobby Leach der einzige lebende Mensch, der bisher glücklich die Niagarafälle befahren hat, bereitet sich zu einer neuen Fahrt auf dem größten Wasserfall der Welt vor. Während er bei seiner ersten glücklichen Überquerung eine Stahlröhre benutzt hatte, will er jetzt die Fahrt in einem großen Gummiball antreten, den er für seine Zwecke hat anfertigen lassen. Er will sich in diesem Ball aus einem Flugzeug in die reißende Strö-

mung der kanadischen Seite werfen lassen und dann den Katarakt herunterschießen. Diese etwas umständliche Art, in den Niagarafall zu gelangen, wählte er deshalb, weil sowohl die kanadische Regierung wie die der Vereinigten Staaten den Versuch, von der Küste aus in die Fälle zu gelangen, aufs strengste verboten haben. Da von der Luft aus kein Verbot vorliegt, so hofft er, auf diese Weise straflos zu bleiben. In dem Ball befindet sich eine Hängematte, in der Leach bei seiner gefährlichen Fahrt liegen wird; er hält sich dabei an einem Ring fest, um bei den raschen Umdrehungen stets aufrecht zu bleiben. Es ist für Luftzufuhr gesorgt, die ihn eine Stunde am Leben erhält.

*

* **Zwölf Stunden schwebend über einem Abgrund.** Der Schauplatz einer der aufregendsten Lebensrettungen, von denen die alpine Chronik zu berichten weiß, war kürzlich der Gipfel des Grand Diable im Mont Blanc-Massiv, dessen Besteigung als besonders gefährlich gilt. Drei junge Italiener waren von Turin nach Chamonix gekommen, um von dort aus den Berg ohne Führer zu besteigen. Sie waren schon dem Gipfel nahe, als die drei, die angeseilt waren, hundert Meter tief abstürzten. Das Seil verwickelte sich zum Glück an einem überhängenden Felsstück, so daß die drei Männer hilflos in der Schwebe über einem Gletscher hingen, der 600 Meter unter ihnen lag. In dieser entsetzlichen Lage mußten die drei unvorsichtigen Bergsteiger verbleiben, bis eine Rettungsexpedition von Chamonix, von wo aus man durch das Fernglas den Unfall beobachtet hatte, auf dem Schauplatz eintraf. Sie fand einen der Italiener mit gebrochenen Beinen und einen anderen, der vor Schmerzen ohnmächtig geworden war, während der dritte nur leichte Verletzungen davongetragen hatte. Da inzwischen die Dunkelheit hereingebrochen war, mußten Retter und Gerettete während der Nacht auf dem Berggipfel bleiben. Erst am nächsten Morgen konnte man die drei Opfer zu Tal und ins Hotel bringen.

*

* **Vom Zeitungsjungen zum Eisenbahnmagnaten.** In amerikanischen Finanzkreisen erregt nach der B. Z. das Eindringen der Brüder van Sweringen aus Cleveland in das Reich der Eisenbahnkönige beträchtliches Aufsehen. Es handelt sich um ganz junge Leute, die vor wenig mehr als zehn Jahren noch als Zeitungsjungs ihr tägliches Brot verdienten. Während des Krieges legten sie ihre Ersparnisse in Grundstücken an und spekulierten mit viel Glück. Das gewonnene Geld investierten sie in Eisenbahnunternehmungen und konnten in den letzten Monaten die absolute Herrschaft über ein Netz von Eisenbahnen erlangen, das sich über 15 000 Kilometer ausdehnt. Sie begannen mit Bahnlinien, die sich nie rentierten, die sie jedoch durch einschneidende Verbesserungen in kurzer Zeit lukrativ zu gestalten wußten. Ihr letzter Coup, der das größte Aufsehen erregte, war der Betrieb der Eriebahn und anderer Linien, die ihnen den Weg nach Neuyork geöffnet haben.

*

* **Die Fresken.** Der Besitzer einer großen Berliner Konfitürenfabrik hat einem Maler den Auftrag erteilt, eines seiner Verkaufslokale mit Fresken zu zieren, „so à la Sixtinische Kapelle". Honorar: 500 Mark. Wenn die Malereien aber besonders schön ausfallen: 2000 Mark. Der Maler machte sich an die Arbeit, hebt nach und nach 1500 Mark als Vorschuß ab und erscheint, als das Werk vollendet ist, an der Hauptkasse, um die restlichen 500 Mark zu beheben. Doch er erhält nichts mehr. Der Konfitürenfabrikant meint, daß zwischen seinen Fresken und denen von Michelangelo denn doch noch ein gewisser Unterschied bestände. Der Maler hört sich diese Kritik mit zusammengebissenen Lippen an, mißt dann den kleinen rundlichen Konfitürenfabrikanten von oben bis unten und sagt: "Sie schauen aber auch nicht aus, wie der Papst Julius II."

*

* **Die Schätze des Kalifen.** Die türkischen Zeitungen beschäftigen sich aufs eifrigste mit der Frage, ob die Schätze des Kalifen erhalten bleiben sollen oder ob man sie zugunsten des Volkes versteigern könne. Eine Zeitung in Angora tritt sehr energisch für den Verkauf ein. Sie erklärt, daß man dem Volke über 400 Millionen türkische Pfund vorenthalte, wenn man die Schätze nicht versteigere, und daß durch einen Verkauf die Lage des gesamten Volkes gehoben werden könne. Die unter dem Namen „Die Schätze des Kalifen" bekannten Wertgegenstände stellen wohl die bedeutendsten Kleinodien dar, die die Welt kennt. Bis 1916 waren die Schätze im Palais von Top-Kapu aufbewahrt. Es handelt sich um die Schätze, die die Kalifen und Sultane im Laufe von Jahrhunderten gesammelt haben. In den Sammlungen findet man Halsketten mit nußgroßen Diamanten, Perlenschnüre, Diademe und Kronen von Edelsteinen, Ringe, Medaillons mit Rubinen und Topasen, Gold- und Silbergeräte, Waffenstücke, besetzt mit den teuersten Steinen, ferner die berühmten Sättel der Sultane und Prinzen, die von Perlen und Diamanten strotzen. Wie wertvoll diese Schätze sind, erklärte einmal der Großwesir, Mehmed Sakoloni. Er meinte, der Schatz enthalte solche Reichtümer, daß man damit die ganze türkische Flotte mit silbernen Ankern und Segeln aus feinster Seide ausrüsten könne. Der Schatz ist jetzt in der Moschee Achmed Pascha in Angora untergebracht. Die türkische Regierung hat ihn nach der Unabhängigkeitserklärung dahin bringen lassen.

*

* **Professorale Vergeßlichkeit.** Nach einem dänischen Blatte machte dieser Tage ein dänischer Professor, der sich in den Sommerferien befand, eine recht unangenehme Entdeckung. Seine Brieftasche, die eine ziemliche Summe enthielt, war nirgends mehr zu finden. Man suchte alles ab; doch vergebens, die Brieftasche kam nicht zum Vorschein. Jetzt fiel es dem Professor ein, daß er jemanden verdächtig um das Haus hatte streichen sehen. Also Diebstahl! Man avisierte die Polizei, diese kam und stellte Recherchen an, mit Erfolg; denn sie fand draußen im Garten unter einem Bein des Gartentisches die vermißte Brieftasche, völlig unberührt. Nun erinnerte sich der Professor wieder, daß er des Morgens an jenem Tische gesessen hatte. Um dessen ewigem Wackeln abzuhelfen, hatte er etwas unterlegt, und dieses Etwas war sein gespicktes Portefeuille gewesen!

*

* **Nächtliches Intermezzo.** Zwei stark angeheiterte Männer geraten nachts in der Peterstraße in Streit, in dessen Verlauf der eine plötzlich fragt: „Herr, wer sind Sie denn eigentlich?" Darauf der andere mit schwerer Zunge: „Meier, Langestraße Nr. 53, zwei Treppen." „Unsinn", sagt der erste, „ich heiße Meier und wohne Langestraße 53, zwei Treppen." Darüber streiten sich beide noch mehr, bis ein Schutzmann hinzutritt, der die Debatte mit den Worten unterbricht: „Gomm'n Se, meine Herrn, das wer'n mer gleich feststellen, wer der richd'ge Meier is." Vor dem Hause angelangt, klingelt der Schutzmann. Gleich darauf erscheint ein Frauenkopf am Fenster. „Entschuldchen Se, die Herren behaupten, alle beede Meier zu heeßen und bei Ihnen zu wohnen. Welcher ist denn der Richdge?" „Bringen Se nur alle beede ruf!" ertönt es von oben, „das is Vater und Sohn, wenn die beschwipst sind, gennen se sich nicht mehr."

*

* **Der Negerkönig und der Streuselkuchen.** Oberst Schiel erzählt in seinem Buch "23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika" u. a. folgende hübsche Episode. Ein Negerkönig hatte durch Zufall einmal ein Stückchen schlesischen Streuselkuchen, den Frau Schiel zu backen verstand, zu schmecken bekommen. Daraufhin schickte er ihr eine Kuh zum Geschenk und sagte sich gleichzeitig für den folgenden Sonntag zu Besuch an; er wollte Kaffee trinken und Kuchen „mit Hagel" essen. Frau Schiel backte Kuchen, als ob sie eine Bauernhochzeit zu versorgen hätte. Doch die königliche Hoheit hatte den Ehrgeiz, nichts, absolut nichts von dem Kuchen übrig zu lassen. Zum Schluß war er wie genudelt. Aber doch noch ein Stück, das letzte, das überhaupt da war, lag auf dem Teller. Was machen? Der König war in schwerer Sorge. Endlich glitt ein Leuchten über sein Gesicht. Er griff mit spitzen Fingern zu und aß den „Hagel" von dem Kuchen ab. Das übrigbleibende kahle Stück — nahm er mit für seine Lieblingsfrau.

*

* **Eine Anekdote aus alter Zeit.** Es war einmal ein Vater, der hatte drei Töchter, die alle drei reif für den Ehestand waren. Und sie hatten auch alle drei Freier, die um sie werben wollten. Da aber der Vater kein großes Gut hatte, wußte er nicht, welche er zuerst versorgen sollte. Und so rief er sie denn eines Tages zusammen und sagte zu ihnen: „Liebe Töchter, ich will euch allen zugleich Wasser geben. Ihr sollt euch die Hände darin waschen, sollt sie aber an keinem Tuch trocknen, sondern sie an der Sonne trocknen lassen. Und welcher zuerst die Hände trocken werden, der will ich zuerst einen Mann geben. Denn wisset, mein Vermögen ist klein, und ich vermag nur alle zwei Jahre einer von euch den nötigen Hausschatz zu beschaffen." Der Vater brachte ihnen Wasser, sie wuschen die Hände und ließen sie an der Luft trocknen. Aber das jüngste Töchterlein schlenkerte die Hände immer hin und her und sagte dabei: „Ich will keinen Mann, ich will keinen Mann!" Und von dem Schlenkern wurden ihre Hände zuerst trocken, und sie bekam zuerst einen Mann, und die andern mußten warten.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.